

Illustriertes Sonntags-Blatt

1917. * Nr. 23

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
 Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

Das Geheimnis des alten Thomas.
 Roman von Anny v. Panhuyz.
 (Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der alte Schauspieler stöhnte leise auf. „Entsetzlich.“ — Lange saß er dann in dumpfes Hinbrüten versunken. Walter schwieg gleichfalls. Eine tiefe Ruhe war in dem niedrigen Zimmer.
 Endlich sagte Pieter de Kuyter langsam und leise hin: „Ich weiß nun, wie der Tote dazu kam, Ihnen so war von mir zu sprechen. Es war bald nach dem Hofball, der Nacht, da sich der alte Thomas zum ersten Male zeigte, und ich eines Nachmittags in diesem Zimmer am Fenster, anderen Fenster saß meine Tochter. Da kam der Professor das Schloßgäßchen und ging an unserm Hause vorüber.“

anderes festzustellen erschien ihm vorläufig noch ungleich wichtiger und rasch fragte er: „Sie sagten, der Hofrat habe Sie zu dem Mummenschanz überredet?“
 Der Schauspieler nickte und beteuerte, daß er wirklich angenommen, es handele sich nur um einen Scherz.
 „Um etwas anderes kann es sich natürlich nicht gehandelt haben“, entgegnete Walter, „aber ein törichter, unüberlegter und folgenschwerer Scherz war es, und nun ich die beiden Hauptpersonen dieses Scherzes kenne, werde ich die Sache sofort zur Anzeige bringen.“ Er sprang auf und erregt kam es über seine Lippen: „Sie dürften sich wegen groben Unfugs zu verantworten haben.“
 „Grober Unfug“, wiederholte der Alte. „Ich kenne die deutschen Gesetze nicht und weiß nicht, um was für einen Paragraphen es sich handelt, aber das weiß ich, daß der Hofrat weder an einen kleinen Scherz noch an einen groben Unfug dachte, als er die alte Spulgeschichte zum Leben erweckte.“
 „An was soll er denn gedacht haben?“ fragte Walter langsam, seine Nerven waren aufs äußerste angespannt.
 „Der Hofrat wußte“, daß der Professor Berner leidend war, daß ein Schreden ihn leicht töten könnte,“ wagte sich die Antwort flüsternd hervor, „und nach des Professors Tod sollte der stets in Geldnöten schwelbende Schwiegersohn des Hofrats Galerieschiedirektor werden. Ein Posten, mit einem guten Einkommen.“



Deutsche Kriegskinder in der Pieler Frauenklinik. (Mit Text.)

Person wohl am meisten beschäftigte, mag in ihm Erinnerung an mich wieder erwacht sein, wie er mich früher sah. Und wer das Antlitz meiner Tochter einmal vergißt es kaum jemals wieder“, stolz sprach er das letzte. War es Walter klar, wie der Professor auf die ihn zuerst und seltsam anmutenden Worte gekommen, aber etwas

Ein mühsam unterdrückter Schrei antwortete. „Das ist ja —“ Walter brach ab, um dann zu vollenden „das ist ja beinahe wie ein vorsätzlicher Mord!“
 Die Lippen des Schauspielers preßten sich fest aufeinander, wie ein völlig Erschöpfter saß er da, nur seine Augen folgten jeder Bewegung des Jüngeren, der mit ein paar großen Schritten

das Zimmer durchquerte. — Das Gesicht des jungen Mannes drückte Zorn, Ekel und Empörung aus. Wäre der Hofrat jetzt zur Thür hereingetreten, er hätte ihm ins Gesicht geschlagen, aber gegenüber dieser elenden kleinen Jammertgestalt im Lehnstuhl fühlte er sich beinahe machtlos.

„Ein fein ausgeklügeltes Bubenstück!“ stieß er endlich zwischen den Zähnen hervor und da der Alte noch immer stumm blieb, trat er dicht vor ihn hin und sprach rauhen Tones: „Sie durften sich nicht dazu herbeilassen, eine derartige Gemeinheit zu unterstützen.“

Mit einem Male schien wieder Leben in Pieter de Ruyter zu erwachen. „Ich sagte Ihnen ja, wie das alles so kam. Bei meiner Seligkeit, ich hätte mich niemals dazu hergegeben, hätte ich geahnt, welche Motive den Hofrat bewegten, da er mich zu dem kleinen Scherz überredete.“ Lebhafter ward sein Sprechen: „Als ich den Herrn Professor in jener Nacht umsinken sah, erschraf ich wohl, aber erst, als ich von seinem Tod hörte, lauschte ich herum, und da erfuhr ich erst, wie leidend er gewesen und erfuhr auch, wer die Anwartschaft auf die Nachfolge des Gerietheredirektors hatte.“ Er erhob sich mit einem Ruck: „Und da, mein Herr, in jenem Augenblick, da erkannte ich mit Schaudern, ich hatte an einem Verbrechen teilgenommen. Beim Leben meiner Tochter schwöre ich's Ihnen, so verhält es sich.“

„Ob wohl auch der Schwiegersohn des Hofrats im Komplott war?“ fragte der Ingenieur statt einer Antwort.

„Das glaube ich nicht,“ meinte Pieter de Ruyter, „wenn er auch leichtsinnig ist, so traue ich ihm doch nichts Niedriges zu.“

„Nun das wird ja die Untersuchung ergeben“, kam es über des anderen Lippen.

„Untersuchung?“ Der Alte leuchte es fast. „Sie wollen die Sache also wirklich dem Gericht übergeben?“

„Muß ich nicht?“ Walter sah den Schauspieler kaum dabei an, „und zwar tue ich das sofort. Ihre Reise werden Sie freilich noch ein wenig aufschieben müssen.“ Er machte eine Bewegung zum Gehen.

Doch der Alte stürzte sich ihm in den Weg. „Erbarmen, Herr, ich bitte Sie, ich flehe Sie darum an,“ er vergaß jetzt völlig Adas Anwesenheit im Nebenzimmer, „wenn Sie Ihr Vorhaben ausführen —, seine Stimme wollte ihm nicht mehr gehorchen, er zitterte und war dem Zusammenbrechen nahe.

„Ich tue nur meine Pflicht“, Walter legte seine Hand auf die Türklinke.

„Was haben Sie davon, mich und mein Kind unglücklich zu machen!“ schrie der erregte Alte auf und seine beiden Hände klammerten sich um den Arm des anderen.

In diesem Augenblick slog die Thür des Nebentraumes zurück und Ada de Ruyter stand im Zimmer. Ihren Oberkörper umhüllte der bunte Seidenschal, den sie so gerne trug, und über dem wirren Farbengemisch wirkte der Mädchentopf so fremdartig, so verblüffend und überwältigend schön, daß Walters erhobene Hand langsam vom Türgriff nieder sank. Von dem Zauber des bestridenden blendenden Antlitzes gebannt, starrte der junge Mann darauf hin, als zeige sich ihm ein Wunder.

Fast minutenlang sprach keiner der drei Menschen ein Wort.

Walter hätte nun gehen können, denn der alte Mann hatte ihn losgelassen und stand gebeugt und völlig unfähig, seiner Tochter die Situation zu erklären, neben ihm.

„Um Gotteswillen, Vater, was ist geschehen?“ zitterte es endlich in angstvoller Frage über Adas Lippen.

Pieter de Ruyter verharrte in stumpfem Schweigen, sein Kopf war plötzlich jedes Gedankens bar und nicht die kleinste Notlüge wollte ihm einfallen.

Die Augen des Mädchens gingen zwischen den beiden Männern hin und her, fragten und forschten, und da keiner der zwei zu verstehen schien, wie sieberhaft sie Antwort erwartete, kam sie raschen Schrittes auf den Schauspieler zu und ihn umschlingend, rief sie laut: „Ich beschwöre dich, Vater, mir zu sagen, was dieser Herr“, ein Seitenblick streifte den Ingenieur, „von dir will.“

„Mich dem Gericht anzeigen“, kam es tonlos aus dem Munde des Alten, ihm war's, als spräche er das gar nicht selbst.

Ada schrie auf: „Das kann ich nicht glauben, du, der beste, der edelste Mensch unter der Sonne, hast nichts getan, das die Öffentlichkeit zu scheuen hätte“, sie rief es leidenschaftlich und Haß loderte in ihren dunklen Augen auf, die sich jetzt voll dem Fremden zuwandten.

Ada bediente sich ihrer Muttersprache, aber da Walter des Holländischen etwas mächtig war, hatte er das meiste verstanden. Er verwünschte es, so lange mit seinem Fortgehen gezögert zu haben, denn ein Unbehagen beschlich ihn unter dem Blick der großen machtvollen Mädchenaugen und ein Gefühl, als ob er diesem Mädchen ein Unrecht hätte zufügen wollen, fing an, ihn zu peinigen. Mit einem Male schien ihm das, was er noch vor kurzem für seine Pflicht gehalten, übertriebene Strenge und er

begriff nicht, weshalb ihn unter diesen fragenden, hegenden Augen eine leise Beschämung überkam. Gleich einem erschrockenen Dieb stand er an der Thür. Er wußte, er konnte das Zimmer sofort verlassen, niemand würde ihn zurückhalten, aber seine Fährten sich nicht vom Fleck und unter dem flammenden Blick des jungen Mädchens flutete ihm eine Blutwelle bis zur Kehle.

Als sein ungeladener Besucher gar keine Miene machte, zu entfernen, regte sich in Pieter de Ruyter ein leises Lächeln und in sein erbarmungswert blaßes Gesicht lehrte ein Hauch Farbe wieder.

Ada bemerkte die kleine Veränderung im Wesen und dem ihres Vaters sofort und ihr Herz tat froheren Schlag. „Vater, setz' dich“, sie geleitete den Alten, der müde ging, zu dem Lehnstuhl, „und nun erzähle, was geschehen.“

Welche Fülle von Liebe für den Vater sich in der Art zeigte, wie das Mädchen ihn umfaßte und mit ihm sprach, das konnte der junge Mann und ihm wollte es bedanken, es gäbe auf der Welt niemand, der das Recht hätte, sich störend zwischen beiden Menschen zu drängen, niemand, der das Recht hätte, eine reine Bild des einen bei dem anderen zu verdunkeln.

Rein, tausendmal nein, dazu hatte er kein Recht, unter dem Eindruck des ihn bestürmenden Gedankens, daß er sanft und freundlich, sich Ada zuwendend, in gebrochener, vor dieser Sprache: „Ihr Herr Vater hat Ihnen nichts, aber er gar nichts zu erzählen, mein Fräulein, und um ihm den Mund zu nehmen, unter dem er zu stehen scheint, möchte ich ihn noch einen Augenblick allein sprechen.“

Ada wechselte einen schnellen Blick mit dem Vater. Der Alte sagte: „Geh“, verlaß noch einmal das Zimmer.“

Da ging Ada ohne ein Wort.

Erwartungsvoll und aufgeregt saß der Schauspieler in magernen Finger krampften sich nervös um die Armlehnen Stuhles. Leicht vorgeneigt saß er, mit gleichsam launischem Gesicht, als könne er nicht schnell genug erfahren, was der andere zu sagen hatte.

„Herr de Ruyter“, begann Walter und seine Stimme gedämpft, „reisen Sie in Gottesnamen zurück nach Holland wird Sie niemand hier zu halten versuchen.“

Der Alte taumelte empor: „Ist das wahr?“ Ein heller Schimmer zog über sein Gesicht. „Ich ahnte es, daß Sie jetzt sagen würden, und ich hoffte darauf, weil ich bemerkt, ungeschlüssig Sie nach dem Eintritt meiner Tochter wurden.“

Der Ingenieur nickte. „Ihre Tochter liebt Sie und ich erkannte, ich durfte nichts tun, Sie vor Ihrem herabzusehen.“ Er sah sinnend vor sich hin und fuhr dann: „Der Professor war schwer herzleidend, irgendein anderer Schred hätte einen Tag später dieselbe Wirkung tun können, er ist tot und keinem geschähe ein Gefallen dadurch, daß die Geschichte in die Öffentlichkeit gelangt.“ Keinem als mir er in Gedanken hinzu und er dachte dabei an das Mißtrauen Magbas, das nun wohl für immer an ihm hängen bleiben würde.

„Nehmen Sie tausend Dank“, der Alte streckte ihm die entgegengesetzten und sein faltiges Gesicht sah förmlich jung aus.

„Ihrer Tochter werden Sie nun irgendeine glaubwürdige Erklärung geben müssen, Sie sagten ihr vorhin, ich würde dem Gericht anzeigen“, meinte Walter.

Pieter de Ruyter schmunzelte: „Ein alter Komödiant so oft von den Brettern herab der Menge allerlei vorgelegt wird mit der einen Zuhörerin wohl auch fertig werden, der und ernst sprach er weiter: „Glauben Sie mir, mein Herr, gehe ich nicht aus, die Erinnerung an das Geschehene wird noch oft quälen und peinigen, darüber weg komme ich aber ich darf nun wenigstens in den Augen meiner Ada bleiben, der ich bisher für sie gewesen.“

Er schob sich einen Schritt näher heran und in halbtönen sagte er unvermittelt: „Nun dürfen Sie natürlich auch den Hofrat nicht vorgehen“, Angst mischte sich wieder in seine Stimme, „denn sonst werde ich doch mit hineingezogen.“

„Ich sagte doch vorhin, die Öffentlichkeit wird nichts ändern, also gehe ich um die Gerichte herum“, gab Walter zurück, ein drohendes Licht sprang in seinen Augen auf, als er jedoch wurde ihm dem Herrn Hofrat eine kleine, sehr, sehr Vorlesung halten.“

Der Alte machte eine zustimmende Bewegung. Ihm war einem Male so leicht und glücklich ums Herz, keine schrecklichen, martierenden Angst, die sich vorhin um ihn gelagert, eisernen Fesseln, war zurückgeblieben.

„Ada!“ rief er plötzlich laut.

„Der Irrtum hat sich herausgestellt, Ada“, rief der Alte Tochter entgegen, „ich hatte den Herrn vollständig falsch

„ich erkläre dir das später, wart er ein, um dann fort-
setzen: „Dieser Herr hat mit einem großen Dienst erwiesen,
er hat dir ein Wort des Dankes dafür.“
„Der Herr de Ruyter“, wollte Walter abwehren, doch schon
seine Hand ganz nahe an ihn herangetreten. Eine zartgeäderte
Hand lag in seiner Rechten und eine tiefe, klangvolle Stimme
zurück: „Magst du es wohl bedanken, mynheer!“
Nacht vor ihm flimmerte das rotgoldene Gesicht des köstlichen
Jünglings, die nachtiefen Augen senkten sich sekundenlang in die
Seine und der kleine Mund lächelte, lächelte verwirrend.

Das war's, was plötzlich wie ein glühender Strom von dem
dem redenden Manne hinüberzog zu der armen Verwirr-
ten, was sie für einen Herzschlag lang in einen Taumel von
Lust hineintrieb. Eine glühende Rote zog plötzlich wie ein
schleier über das wunderbar schöne Gesicht Ada de Ruy-
ter und zugleich erwachte in ihrer Brust ein jäher Schmerz.
Er schloß sich ihre Hand zurück, wie ein schmerz, erschrecktes
dastehen.

Der Walter hatte instinktiv gefühlt, was in dem Mädchen vorging
schmerzhaft betroffen von der heißen Glut, die ihm aus den schwarzen
Häuten entgegengeleuchtet hatte, verabschiedete er sich mit raschem
— „Lange noch mußte er an diesen schönen Kopf denken,
zu so berauschend, so unirdisch schön war und er malte sich aus,
wie dieser schöne Kopf zu einem schlanken Frauenleibe gehört
sich. Zahllose Männer würden dann wohl Ehre und Seligkeit
erworben haben für Ada de Ruyters Liebe.“

aber er viel, viel länger gedachte Ada de Ruyter des hochge-
achteten Mannes. Gedachte seiner noch, als sie längst in dem
ihnen Stütz, von Triumph zu Triumph, über die Bühnen
heimat zog, dachte an ihn, wenn Beifall sie umbrauste,
dachte an ihn, wenn sie einsam war, dachte an ihn, — durch den
Weg in einer einzigen Minute Liebe und Entfremdung kennen
— bis an ihres Lebens Ende.

zu gern war Direktor Pohl dem Rufe Frau Magdas ge-
folgt. Die zweimaligen Depeschen des Justizrats hatten ihn
vorbereitet, daß irgendwas mit dem Gelde nicht in Ord-
nung sein schien, der Brief der schönen Witwe bestärkte ihn
nur noch in seiner Vermutung.

Größerer Aufmerksamkeit denn je hatte der immer tabel-
lente Direktor der Spreebank Toilette gemacht, als er die
nach Schneidig antrat. Im Coupé kamen ihm so aller i-
nen, deren er sich im ersten Augenblick zu erwehren ver-
suchte, die sich aber unablässig wieder einfanden und ihm aller-
zuflüsterten. Und williger, in der williger schenkte er diesen
Erklärungen Gehör, weil sie so schön, so verlockend waren.
In Arbeitsmenschen, ein Mann der Pflicht war Heinrich Pohl,
so lange er zurückdenken konnte. Nachdem er das Gym-
nasium absolviert, trat er in ein Bankgeschäft ein und vom ersten
an, da er auf dem Kontorschemel saß, nahm er es mit dem
dem erwählten Berufe bitterernst. Einen Streber nannten
die anderen jungen Leute, und einen Streber hatte man ihn
später noch genannt in Paris, wohin er zu seiner weiteren
Bildung ging.

Die jungen Franzosen, die auch während der Bureaustunden
Gelegenheit benutzten, sich über ihre verschiedensten Aben-
teure zu unterhalten, machten sich über den forrechten Deutschen
aber nur heimlich und verstohlen wagten sie das, denn bei
jedem Abend- oder richtiger Nachbummel war der
deutsche Deutsche der amüsanteste Gesellschafter und die schiden
Französinnen mit der schmalen Taille, den hypermodernen
Hosen und den hochhackigen Schuhen, zeichneten den Deutschen
besonders aus. Er konnte so lustig lachen, wußte so jede
zu erzählen, und gut zu küssen wußte er wohl auch. Als er
nach Jahren die Baroness Stornberg kennen lernte,
da sie im Begriff stand, Alex Berners Gattin zu werden,
da sie seinem Herzen, das vordem nur für Länderei und leichte
schmerzliche Verständnis zeigte, plötzlich die Liebe erwachte. Die
vornehme Schönheit der Baroness entsprach dem Bilde,
das er sich ausmalte, wenn er manchmal daran dachte, sich zu
verheiraten. Aber kein weibliches Wesen hatte seither seinen
weg geteilt, das mit Frau Magda den Vergleich aushielte.
Nun war diese Frau frei, konnte tun und lassen, was sie
wollte. Immer noch war sie schön, ja, vielleicht jetzt, im Hoch-
punkt ihres Lebens, schon an der Schwelle des Herbstes stehend,
als vordem in ihren jüngsten Tagen. Seit Pohl am Be-
rufstag die Witwe des toten Freundes wiedergefunden, war sein
Leben immer und immer wieder bei ihr gewesen und dichter
war sie an ihre alte schöne Blondheit heran-
gekommen, seine auf's neue erwachten Männerwünsche.
Während der Zug so durch die Landschaft dahinschlief,
dachte Pohl seine Hoffnungen und Ausichten. Er hatte sich

einen allgemein geachteten Namen errungen und war reich genug,
für Magdas Schönheit den passenden Rahmen zu schaffen.

Das war schon viel. Zudem sah er repräsentabel aus, war
das, was man einen forschenden Mann nennt. Er hatte also genug
Chancen in die Wagschale zu werfen. Er unterbrach sich selbst
in seinen Träumereien durch ein Lächeln. Wohin steuerte denn
seine Phantasie? Noch brauchte er sich wohl über seinen Wert
oder Unwert nicht den Kopf zu zerbrechen. Der arme Freund
lag ja kaum unter der Erde, die Kränze auf seinem Grabe waren
kaum verwelkt. Aber er freute sich, Frau Magda wieder gegen-
überzutreten, er freute sich, daß sie ihn selbst zu sich rief. Mit
all seiner Kraft wollte er ihr zu Diensten stehen! Wie prächtig,
daß sie seiner bedurfte, seines Rates, seines Beistandes. Und
je näher der Zug ihn seinem Ziele zutrug, desto stärker ward eine
leise Ungeduld in ihm. — Wie langsam sich die Räder drehen,
mußte er denken, und dann schüttelte er den Kopf über sich
selbst. Dabei fiel ihm ein, daß ihm einmal im Leben ähnlich
zumute gewesen. Lange war das schon her, lange.

Aus zarten Schleiern schwebte die Erinnerung herauf.
Die Sekundanermühe zierte noch sein Haupt und er schlich
im Nachmittagsdämmer eines Frühlingstages von Hause fort,
um im Hinterstübchen einer Konditorei sein erstes Rendezvous
abzuhalten. Eine kleine Konditorei am Rosenthalertor war es,
wo ihn ein braunlodiges Mädel erwartete.

Er war siebzehn, sie fünfzehn Jahre, und ihre weißen Zähnechen
blitzten beim Sprechen so niedlich zwischen den zartroten Lippen
her vor. Der Kuchen, den das Adenfräulein mit dem verblähten
frühen Altungsergesicht ihnen brachte, war altbacken und trü-
melte, aber die heimliche erste Liebe in ihnen beiden war jung
und frisch und süß. Das grüne, verschabte kurze Plüschsofa, auf
dem das Mädel saß, dünkte ihm ein Königsthron und er huldigte
seiner braunlodigen Königin.

Heinrich Pohl, der vielmächtige Bankdirektor, schaute ver-
sessen in die vorbeilebende Gegend. Die übereinandergespannten
Telegraphendrähte glitten schnell, wie federnd, hoch und herab-
geschneit auf und nieder, immer auf und nieder. So wie Men-
schen-schicksale, ging es ihm durch den Kopf. Wo mochte sie jetzt
weilen, das hübsche, lecke Vadsfischchen von damals mit den
blitzenden Zähnen? War wohl längst eine brave, züchtige Ehe-
frau und Mutter geworden, oder vielleicht ein Altjungferlein,
wie die Verkäuferin in der kleinen verstaubten Konditorei? Viel-
leicht auch wölbte sich irgendwo in der weiten Welt ein Hügel,
unter dem das braunlodige Mädel schlief. Vielleicht das eine,
vielleicht das andere — es war ja auch ganz egal —, in seiner
Erinnerung blieb das Mädel lebendig, braunlodig und lachend
für alle Zeit. — Ja, so wie einst, als er sich zu dem schlanken
Schulmädchel kahl, war ihm heute zumute. Erwartung, gemischt
mit Unsicherheit, lag wie eine leichte Beklemmung auf seiner
Brust und ganz im Hintergrund regte sich etwas Erwartungs-
volles, Hoffendes, wie man es wohl nur zweimal im Leben
empfindet: bei der wirklichen ersten Liebe, auch Jugendeselei
genannt, und bei der ersten wirklichen Liebe. Und selbstbewußt
ward die blonde Frau Magda plötzlich wieder vor dem Manne
auf und verdrängte das schmale, braunlodige Mädchlein, jagte
es mit gebietendem Blick weit hinein in die Vergangenheit.

Die Gegenwart riß herrlich die Nacht an sich. — — —
Innerlich fast sieberhaft erregt dem wichtigen Besuche des
Direktors entgegengehend, hatte sich die schöne Frau nach außen
hin doch völlig in der Gewalt, als ihr Mutter die Karte des Er-
warteten überbrachte. So schnell hatte sie den Besuch kaum er-
hofft, wenn ihr auch ein Etwas sagte, der Direktor würde nicht
lange säumen, ihrem Wunsche zu entsprechen.

„Verzeihen Sie vielmals, Herr Direktor, daß ich Sie bemühe.“
fang Frau Magda nach der Begrüßung an, „aber da Sie mir
neulich Ihren Beistand so liebenswürdig zur Verfügung stellten —“
Sie wollte noch weiterreden, doch er unterbrach sie: „Be-
fehlen Sie über mich.“

Überaus ehrerbietig und zugleich stürmisch sagte es Heinrich
Pohl und um die Lippen der blonden Frau zitterte ein schnell
wieder verschwindendes geschmeicheltes Lächeln, sie wußte ja
seit langen Jahren, wie sehr sie dieser Mann verehrte.
„Abgesehen kann ich mir ungefähr denken, gnädige Frau,
weswegen Sie mich zu sprechen wünschten“, fuhr der Angekom-
mene nach kurzer Pause fort.

Frau Magda sah den Direktor, der ihr gegenüber saß, er-
wartungsvoll an.

Das genügte für Pohl, gleich weiterzureden. „Die Depeschen
des Justizrates, eigentlich erst die zweite, sowie Ihr darauf ein-
laufendes Schreiben, sagten mir deutlich, gnädige Frau, daß die
von Ihrem Manne hinterlassene Summe, wenigstens die auf
der Spreebank liegende Summe, nicht die von Ihnen erwartete
Höhe beträgt.“

Frau Magda Berner neigte ein wenig das Haupt, das bedeutete, daß sich der Direktor in seiner Annahme nicht irre und dann meinte sie: „Laut Ihren Depeschen liegen auf der Spreebank hunderttausend Mark.“

Halb fragend klang es.

Heinrich Pohl machte eine kleine Verbeugung: „Zarwohl, gnädige Frau, rund hunderttausend Mark.“

„Vor ganz kurzer Zeit aber betrug das Geld doch zweihundertfünfzigtausend Mark, ich weiß das zufällig“, schnell sagte es die Frau.

„Stimmt“, erwiderte Pohl freundlich, „aber vorige Woche holte sich mein Freund Alex ohne vorherige Kündigung den größten Teil des Geldes, einhundertfünfzigtausend Mark. Da er es eilig damit hatte, ließ ich sie ihm sofort auszahlen.“

„Die hundertfünfzigtausend Mark?“ fragte Frau Magda, als könne sie den Sinn der eben vernommenen Worte nicht recht erfassen. „Wozu bedurfte denn mein Mann eine solche Summe?“

Pohl zuckte mit den Achseln: „Ich wunderte mich auch und machte eine diesbezügliche Bemerkung, aber er erklärte mir mit vergnügtem Lächeln, er brauche das Geld zum Besten seiner Familie, doch halt“, er fuhr sich über die Stirn, „er sagte noch, ich möchte zu Ihnen und Ihrer Tochter nicht davon sprechen, daß er das Geld geholt, doch dies Verbot gilt wohl nicht über ein Grab hinaus“, beruhigte er sich selbst.

„Ich verstehe absolut nichts von alledem“, jetzt verließ Frau Magda doch ein wenig die äußerliche Ruhe, „und ich weiß wirklich nicht, was ich tun soll, um zu erfahren, wo mein Mann das Geld gelassen hat. Im Testament ist von seinem gesamten Vermögen die Rede, das auf der Spreebank deponiert ist.“

„Vielleicht findet sich auch das Geld im Schreibtisch“, sagte Pohl fragend.



General von Bissing. (Mit Text.)
Phot. Nicol. Perscheid, Berlin.

merklich gemacht hätte, aber als er zurückkehrte und ich ihn nach dem Ergebnis der Reise fragte, wußte er im ersten Augenblick gar nichts von einem Bilde — später redete er sich allerdings heraus.“

Frau Magdas Stimme ward schwankend und unsicher: „Ich stehe vor einem Rätsel, Herr Direktor, vor einem großen Rätsel, das mir mein Mann noch nach seinem Tode aufgab, zu lösen.“

„Ich werde Ihnen dabei zur Seite stehen, meine teure, gnädige Frau“, beinahe zu warm kamen dem Manne die Worte vom Munde und beinahe zu lange drückte er seine Lippen auf die Hand, die sich ihm entgegenstreckte.



General d. Inf. v. Ziehl, Gouverneur von Antwerpen,
war während der Krankheit des Herrn v. Bissing mit dessen Vertretung beauftragt.

„Da Sie im Schreibtisch weder das Geld noch diesbezügliche Papiere fanden“, begann der Direktor von neuem, „so man zuerst mit dem Justizrat einmal darüber sprechen, vielleicht eine Ahnung über den Verbleib des Geldes hat.“

„Auch er weiß nichts, sonst über er mir schon davon gesprochen“, und leichte Ungeduld stieg in Frau Magdas auf und der Ton ihrer Worte ward lebhafter. „Der Justizrat äußert sich gegenüber nur, daß er gleich mitbestimmen fremdet sei von der Hinterlassenschaft, da auch er hätte eine höhere Summe vermutet. Wenn er irgend etwas von der fehlenden hundertfünfzigtausend Mark wüßte, hätte er mir sofort Mitteilung davon gemacht.“ Sie hielt plötzlich inne, es schüttelte sie wie ein Fieber, da es ihr mit der Male aufs neue völlig zum Bewußtsein kam, in welchen ganz anderen Bahnen sich ihr Leben fortan bewegen müssen, wenn das Geld auffindbar blieb.

Als ob der Direktor ihre Gedanken erraten hätte, sagte er halblaut: „Sich Sie sich noch keine Sorgen machen, gnädige Frau, ich war Ihres Mannes Freund, ich wäre glücklich, auch ein Freund sein zu dürfen.“

Abermals fühlte sich Frau Magda bewegt, dem Direktor die Hände reichen und abermals preßten sie seine Lippen auf die zarte, parfümierte Hand. — In seinen Augen blieb befriedigt auf, die verwöhnte Frau Magda würde ihn vielleicht nicht

freundlich aufnehmen, wenn er ihr in absehbarer Zeit Namen bot und sie bat, an seinem Reichtum teilzunehmen. Am liebsten hätte er das sofort getan, aber er war kein Mann mehr, der sich zu Abereilungen hinreißen lassen durfte. wäre es verfrüht gewesen, den Hoffnungen Ausdruck zu geben mit denen er sich trug.

Nach einer Weile sagte Frau Magda: „Ich kann doch nicht

lich in die Zeit setzen lassen, daß ich demjenigen, der mir über den Verbleib des Geldes Auskunft geben kann, eine Belohnung zusichere.“ Ihre Lippen bebten nervös: „Das käme doch einer Bloßstellung meines Mannes gleich. Man würde lachen und Glossen darübersprechen.“

„Gewiß“, bestätigte Pohl.

„Und im übrigen habe ich keine Ahnung, was mein Mann mit dem Gelde anfang“, redete sie weiter. „Sehen Sie, Herr Direktor, am Mittwoch in voriger Woche suchte Sie mein Mann auf, nicht wahr?“

„Allerdings“, kam die Antwort zurück.

„Am Donnerstag zahlten Sie ihm das Geld aus und am nächsten Tage, nachdem Sie mit ihm zusammen zu Mittag gegessen, wie Sie mir vorhin mitteilten, reiste er wieder nach Schme-



Fliegerleutnant Hartmut Baldamus. (Mit Text.)

„Zuwohl“, warj Pohl zustimmend ein.
 „so Frau Magda setzte ihre Ausführungen fort: „Am Bahnhof
 en, er Maurer meinen Mann ab, der an diesem Tage das Haus
 den mehr verließ. Am nächsten Vormittag war
 mit meiner Tochter in der Galerie, am Sonn-
 abend empfing er Elses Bräutigam am Bahn-
 hen“ und begleitete ihn dann abends spät noch
 au Hotel.“ Sie schob aufstehend ihren Stuhl
 orte auf und erregter Klang das Folgende: „Es war
 äußers lechter Ausgang. Ohnmächtig brachte man
 ch heim, mitten in der Nacht wedte mich Mau-
 assen da lag mein Mann bereits in Fieberphan-
 ummen. Zum Bewußtsein ist er überhaupt nicht
 twar gekommen.“ Sie legte die Hand über die
 zigaten. „Wo ist nun eine Bräute, wo etwas
 ofort fallendes, das einen aufmerksam machen
 Sie mte, daß man sich sagt, da oder dort kann
 ittel Geld geblieben sein.“
 mit ihre Hand sank langsam wieder herab. „Ich
 i der mir ja schon den Kopf zermartert mit dem
 g, angedenken darüber. Man könnte toll werden.“
 an atmete schwer und fast stoßweise preßte sie
 Geßor. „Aber mir ist's, als sehe ich doch etwas,
 mich stutzig werden läßt“, — sie brach ab,
 Gelassen sich zu scheuen, weiter zu sprechen.
 aut: Heinrich Pohl meinte, Magda Berner nie-
 egen: so schön gesehen zu haben, als eben jetzt.
 s: leichtes Rot schimmerte unter ihrer matten
 uch: Haut und ihre Augen leuchteten eigentümlich. Das tabel-
 au: gearbeitete schwarze Kleid mit dem breiten Kreppeinsatz
 n: hatte den Reiz ihrer Blondheit bis aufs äußerste und dem
 Me: zuckte es in den Fingern, die erregte Frau an sich zu
 n: und ihr zuzurufen: „Zerbrich dir dein Köpfchen nicht,
 ar: mein, lade alles, was dich quält, auf mich ab, ich will dir
 bl: deinen Lebensweg bequem glätten, daß kein Steinchen
 nte: den garten Fuß belästigen soll!“

Aber ein Heinrich Pohl tat dergleichen nicht. In ruhigster
 Haltung sagte er sanft: „Liebe, gnädige Frau, vertrauen Sie
 sich mir an, was Sie mir auch sagen werden, ich bewahre es
 gleich einem Priester das Beichtgeheimnis.“



Dr. Ludwig Zamenhof,
 Erfinder der Esperanto-Sprache. (Mit Text.)

Noch schwante die schöne Witwe, ob sie von
 dem, was sie bewegte, reden sollte, dann aber
 siegte das Bedürfnis, sich mitzuteilen, und sich
 wieder in den vorhin innegehabten Stuhl nieder-
 fallen lassend, meinte sie: „Am Sonntag soll sich
 meine Tochter offiziell mit Walter Bernifow
 verloben, mein Mann wünschte die Verlobung,
 und nun bedrücken mich Zweifel, ob ich die
 Verlobung Elses überhaupt zugeben darf, mit
 einem Menschen, gegen den ich einen sehr häß-
 lichen Verdacht hege.“

„Gnädige Frau, Sie wollen doch nicht andeu-
 ten —“ stammelte der Direktor verblüfft.

„Andeuten“, lächelte Frau Magda gezwungen,
 „ja, ich möchte behaupten, daß das Verschwinden
 des Geldes nur mit Bernifow im Zusammen-
 hange stehen kann.“

„Aber liebe, gnädige Frau“, der Zuhörende
 schaute etwas betroffen darcin.

„Ich habe von Anfang an keine besondere
 Sympathie für den Herrn gehabt“, sprach die
 Witwe des Professors und sah dabei auf ihre
 Hände, die ihr wie große, weiße Blumenblätter
 im Schoße ruhten. „Ich war sehr gegen ein
 Verlöbniß meiner Tochter mit ihm, aber mein Mann unter-
 stützte die beiden und mit seiner Hilfe wurde ich überstimmt.
 Gut“, sie seufzte, „ich gab nach, ich wollte das Glück Elses nicht
 untergraben. Aber nun starb mein Mann plötzlich. Ohnmächtig
 brachte man ihn heim, nachdem er vorher einen Nervenanschlag
 erlitten, wie der Arzt feststellte.“ Und ganz langsam glitten die
 nächsten Worte hinterher: „Nur Walter Bernifow kann erzählen,
 was meinen Mann so entsetzlich erregte, nur er“, und flüsternd.



In süßem Nichtsein. Nach dem Gemälde von J. Adam. Verlag der Photographischen Union in München. (Mit Text.)

als wage es sich nicht ganz hervor, froh es nach: „Walter Zernikow weiß vielleicht auch, wo das Geld geblieben ist.“

Heinrich Pohl saß schweigend, er vermochte im ersten Augenblick wirklich nichts auf das eben Vernommene zu entgegnen. Er wußte ja nicht viel von dem Ingenieur, flüchtig hatte er ihn am Begräbnistag kennen gelernt, aber er machte ihm einen durchaus günstigen Eindruck, wie er auch damals Frau Magda bekannte. Ernst wiegte er den Kopf ein paarmal hin und her. „Gnädige Frau, Ihr Vorurteil gegen den Herrn läßt Sie Dinge sehen, die es gar nicht gibt.“

„Nein, nein,“ unterbrach ihn Frau Magda, „auch ohne mein Vorurteil wäre ich jetzt mißtrauisch geworden.“ Ihre Stimme sank wieder zum Flüstern herab. „Was mein Mann mit dem Gelde vorhatte, weiß ich ja nicht, Sie sagten, er hätte zu Ihnen geküßelt, er brauche es zum Wohle seiner Familie, — möglich, daß er Gelegenheit hatte, es irgendwo gewinnbringend anzulegen, — jedenfalls aber muß mein Mann, da er Walter Zernikow ins Hotel begleitete, das Geld bei sich gehabt haben.“

Sie machte eine kleine Pause, gleichsam dadurch das Folgende stärker hervorhebend: „Wenn er das Geld daheim gelassen, hätte es sich irgendwo gefunden.“

Sie setzte sich gerade auf und ihre Augen kniffen sich ein wenig zusammen, ein listiger Ausdruck trat dadurch in das schöne harmonische Antlitz. „Trug aber mein Mann das Geld bei sich, so wäre Zernikow der einzige Mensch, der wissen müßte, wo das Geld blieb. Nicht wahr, Herr Direktor, das leuchtet Ihnen ein?“ Tief aufatmend sank die Sprechende in ihren Stuhl zurück und ruhig vollendete sie: „Er schweigt über das, was meinen Mann in jener Nacht so erregte und weshalb schweigt er, wenn er nicht selbst ein Interesse daran hätte.“

Der Direktor machte eine bedenkliche Miene, immerhin vermochte er es nicht, das Gehörte so ohne weiteres abzuweisen oder durch eine Gegenrede zu zerstreuen. Das, was die schöne Frau vorgebracht, entbehrte keineswegs einer gewissen Logik, aber er konnte sich auch nicht entscheiden, sich direkt ihrer Meinung anzuschließen. Endlich sagte er leise, sich ein wenig näher zu Frau Magda hinüberneigend: „Sie denken also, zwischen den zwei Männern könnte ein Streit, vielleicht des Geldes wegen, gewesen sein, in dessen Verlauf sich Zernikow das Geld aneignete?“

Die schwarzgekleidete Frau nickte. „Mein Mann sprach ihm vielleicht von dem Gelde, das er bei sich trug, möglicherweise kam die Mitgift in Frage.“

„Aber gnädige Frau, liebe, gnädige Frau, Sie gehen jetzt doch entschieden zu weit. Wie ein Mitgiftjäger sieht der junge Mann nicht aus und,“ jetzt wich seine erste Befürzung, die ihn so unsicher werden ließ, „nein, wie ein Straßenräuber sieht er auch nicht aus. Ich bin überzeugt, Sie sind in einem bösen Irrtum befangen. Ich bin sicher, das Geld findet sich. Ich will gründlich darüber nachdenken, wo und wie man nachforschen könnte.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Eiserne Kreuz als Brautwerber.

Erzählung von M. Knefke-Schönan. (Nachdruck verb.)

Unter den dunklen Bergen des Frankenwaldes wollte Frau Sonne hoben in ihr Purpurbett steigen, da besann sie sich eines Besseren und küßte noch schnell zur „Guten Nacht“ die altehrwürdige Mantelburg, die über dem oberfränkischen Dörfchen Lauenstein in stolzer Einsamkeit thront. Die altertümlichen Mauern der mächtigen Feste erglühnten unter diesem Russe und hoben sich noch lange, rosafarben leuchtend, edel in allen ihren Linien, von den sie umgebenden dunklen Tannenwäldern und Bergen ab.

Auf der breiten Fahrstraße tief drunten im Tale, wo die Loquitz, das muntere Thüringer Waldkind, ihre schäumenden Wellen dahinjagt, kamen drei junge Mädchen singend dahergewandert. Zwei davon gehörten zur Jungst der Wandervögel und führten Zupfgeigen auf dem Rücken mit sich. Das dritte war modisch und vornehm gekleidet und trug auf schonem Halse sehr stolz und selbstbewußt ein dunkelhaariges Köpfchen. Jetzt hob es die Augen — klare, dunkelblaue Sterne —, blieb stehen und stieß ein: „Ah!“ der Bewunderung aus. „Wie zauberisch! Das ist Ihre Märchenburg, von der Sie mir so vorschwärmten?“

„Ja, das ist Burg Lauenstein“, nickte Berta Aleving, während ihre Blicke wie trunken an der leuchtenden Feste hingen. „Steht sie nicht da wie die Gralsburg im Parzival?“

„Und haben wir Ihnen zuviel erzählt, Fräulein Volkmar?“ erkundigte sich Helene Schumann, der andere Wandervogel.

„Nein, ganz gewiß nicht!“ erklärte Irene Volkmar. „Und ich danke Ihnen sehr für diese Anregung, diesen Abschied zu machen. Ich wäre sonst, wie schon so oft, ohnungslos an all dieser Schönheit vorbeigedampft. Aber unnahbar unsern Schritten

soll diese Gralsburg uns doch nicht werden. Also vorn Mich läßt's sehr nach einem Blick von jener Feste ins Loquitz ehe die Dämmerung hereinbricht.“

Zwanzig Minuten später betraten die drei Mädchen gastlichen Burgfried, bestellten zwei Zimmer für die Nacht ein warmes Abendessen, dann flogen sie noch einmal aus einen Blick in den dümmrigen Burghof zu werfen und der Finne ins tiefe Tal hinabzuschauen, wo über dem der Loquitz schon die Nebelstrahlen ihre weißen Schleier spie. Ein kalter Wind wehte vom Neunstiege herüber und am blauen Nachthimmel blinkten die ersten Sterne auf.

„Wie schade, daß es Oktober und nicht Mai ist!“ rief Berta Aleving bedauernd aus.

„Ja, und daß wir nicht Vollmond haben!“ meinte Helene Schumann. „Dann erst kann man hier so recht in Romantik schwelgen.“

„Sei nicht undankbar, Berta“, mahnte Helene Schumann. „Der Lauenstein ist immer schön und eigenartig, und wir sind froh sein, daß wir ihn so nahe haben, um ihn öfters Sonntag besuchen zu können.“

„Wie beneidenswert!“ rief Irene Volkmar aus. „Ich wäre auch in Jena ansässig zu sein, um schnell einmal hier herfliegen zu können. Na, eine Weltreise ist's von Schlesien auch nicht. Jedenfalls bin ich nicht zum letztenmal hier.“

In der großen, wohligh erwärmten Halle fanden sich dem Abendessen die wenigen noch vorhandenen Gäste. Die Burg zum gemütlichen Plauderstündchen zusammen. Am gerundeten Tische der einen Nische saßen einige Felsgrauer, die oben zur Erholung wollten. Dort ging es besonders lustig, denn einer der morgen abreisenden Gäste hatte ein Faß des guten bayrischen Bieres geistert. Volks- und Soldaten wurden gesungen, und die beiden Wandervögel ließen sich lange bitten, von ihrer Kunst etwas zum Besten zu geben.

Auch der Burgherr sang mittelalterliche Volkslieder zur Geige, und Irene Volkmar sah mit großen Augen auf das Treiben und kam sich wie verzaubert vor.

Der schöne Sonnenuntergang, die blinkenden Sterne getrogen: es wurde kein schöner Sonntag. Der Herbststurm heulte die alte Burg und Regenschauer prasselten gegen Fenster Scheiben. Aber Helene Schumann hatte recht: der Lauenstein war immer schön und eigenartig. Er bot in seinen Räumen eine solche Fülle des Sehenswerten, daß die Zeit im Fluge verstrich und für die beiden Wandervögel viel zu schnell Trennungstunde schlug. In ihre Regenumhänge gehüllt, Kapuze über den Kopf gezogen, wanderten sie gegen den kalten Wind. Irene Volkmar aber blieb, vertauschte nur ihr mer im Burgfried mit einem der ganz alten in der Burg eine Drahtnachricht auf, die ihren bereits nach Nürnberg gereisten Koffer zurückberief und verkündete dem Burgherrn, daß sie gedulde, längere Zeit auf der Burg zu bleiben.

„Können Sie mich nicht als Schülerin einstellen, Herr Doktor?“ fragte sie ihn ganz unvermittelt.

Er sah sie erstaunt an. Soeben hatte sie eins der besten Zimmer für längeren Aufenthalt gemietet und nun diese Frage!

„Bedauere sehr, gnädiges Fräulein, aber mein Stab an lichen Hilfskräften ist vollzählig. Auch kommt jetzt für die stille Zeit, wo nur wenige Gäste zu erwarten sind“, antwortete er ausweichend.

„O, Sie haben mich mißverstanden, Herr Doktor! Ich Koch- oder Wirtschaftsschülerin meinte ich, sondern als ihr Lehrling im Burgenausbauen und -einrichten. Wie ich sehe, Sie dafür eine ganz besondere Begabung. Es ist erstaunlich, Sie hier geschaffen haben! Ich wünsche mir von meinem eine Burg und deshalb möchte ich bei Ihnen in die Lehre gehen.“

Der Burgherr wußte nicht, sollte er das junge Ding sich, das von einer Burg wie von Pfefferkuchen sprach, den sich zu Weihnachten wünscht, auslachen oder ernsthaft nehmen. Aber Irene Volkmar trat so bestimmt und selbstbewußt sprach so klar und unverfälscht ihre Ansichten aus, ganz kümmert darum, ob sie damit anstieß oder nicht, daß er doch wohl als Persönlichkeit gelten lassen mußte. Auch sie gar nichts von einer Hochschülerin an sich, gab sich sehr natürlich, allerdings etwas derb, und ins Fremdenbuch hatte sie sich einfach als „Haustochter aus Breslau“ eingeschrieben.

Der Burgherr beschloß, die Sache scherzhaft aufzufassen. Wunsch entbehrt entschieden nicht der Eigenart, aber wie Herr Papa auch geneigt sein, ihn zu erfüllen?

„Ach der!“ klang's halb lachend, halb ärgerlich aus dem Mund der Mädchenmunde. „Weil er mir einen Herzenswunsch feiner nicht nach versagen muß, tut er sonst alles, was ich begehre. Das hat auch weiter nichts zu sagen bei ihm. Geld hat er und ich bin sein einziges Kind.“

und Ihre Frau Mutter?"
 "Ist tot."
 Im Schleier legte sich über die blauen Mädchenaugen und den trüben Mund zuckte es schmerzhaft.
 "Säte sie noch am Leben, hätte ich nicht auszureißen brauchen."
 "Oho, also so steht's? Wie alt ist man denn eigentlich, mein Kind?"
 "Zwanzig gewesen!"

"Ich dacht' es mir. Aber wissen Sie auch, daß ich Minderjährige Erlaubnis des Vaters nicht in die Lehre nehmen darf?"
 "Ja, dann drahten Sie eben um die Erlaubnis an meinen Herrn", erwiderte sie sorglos. Aber ein bißchen flunkern um Sie mir schon zuliebe, und mich als Kochschülerin annehmen. Dann gibt der liebe Alte unbedenklich seinen Segen dazu."
 "Verzeihen Sie, aber so ganz zweifellos will mir das nicht anmen."

"Ich, nur nicht schwerfällig sein, bester Doktor! Drahten Sie im angebotenen Sinne. Er wird sich dann am Herrn melden und Sie werden ja sehen, vielmehr hören, daß ich recht habe."
 Und der Burgherr, den die Sache anzu belustigen, tat ihr den Willen.
 Wichtig, nach etwa zwei Stunden meldete Herr Bollmar aus Breslau am Burgherr, befragte sich beim Burgherrn den näheren Bestimmungen, erklärte dann ohne weiteres damit einverstanden und wünschte seine Tochter zu sprechen.
 Der Burgherr nun aber in der Kanzlei Auftrag gab, sofort als Eilbrief eine Abschrift der "Erholungsstätte Burg Weiden" an Herrn Bollmar abzusenden, die in gemachter Verzweiflung die Hand und bat ihn inständigst, dann erst Hilfe mit der "stets vorhandenen Fahrtheit auf die Burg" zu streichen.
 "Sonst kommt er übermorgen angelassen!" erklärte sie mit einem ganz unglücklichen Gesichte.
 "Er aber liebt, daß er auf Schusters Rappen den Burgherrn besichtigen muß, läßt er's bleiben. Er wiegt nämlich zwanzig Pfund."

Das kam so drollig heraus, daß der Burgherr hell auflachen konnte. Das war ja eine kostbare Sorte von Haustochter, die Zufall ins Haus geweht hatte. Der mußte er doch gehörig auf den Zahn fühlen. Er lud sie in dieser Absicht zu einem Spaziergang ein und entlockte ihr dabei wirklich alles, was sie wissen wünschte. Sie war die Tochter eines oberösterreichischen Königs, hatte sich mit dem Vater wegen eines Liebesvertrages mit einem armen Adligen überworfene, weil ihn der alte Vater als Mitgiftjäger bezeichnet und seine Einwilligung verweigert hatte. Auf des Burgherrn Frage, was der junge Herr antwortete sie ziemlich kurz angebunden:
 "Nun, was eben einer tut, wenn er das Fliegen lernt."

Und als der Burgherr, einen Doppelsinn herausführend, sagte sie hinzu:
 "Ich sitz als Flieger auf dem westlichen Kriegsschauplatz."
 Dieses Behauptung hatte sich abermals als wahr erwiesen. Drei Tagen langte Herr Bollmar an, denn der Burgherr hatte zu einer Fälschung seiner Anzeige natürlich nicht verstanden. Obgleich der alte Herr bis vor den Burgherrn gefahren kam er doch sehr erschöpft und kraznig an, schalt auf sein Mädchen, das ihn durch diese Reise einem Schlaganfall ausgesetzt habe, aber dabei so strahlend an und verliebt, daß man's verargen konnte, wenn sie sein Schelten nicht ernst nahm.
 "Nun zog er dann den Burgherrn beiseite und fragte:
 "Was sagen Sie zu der Göre, Herr Doktor? Anstatt zur Reise nach Nürnberg zu fahren, um sich dort auszubilden und Mädchenkopf zurechtzureden zu lassen, turnt sie hier bei Ihnen will auf einmal das Kochen lernen. Abgesehen, der erste vergebliche Einsatz, den sie bisher hatte. Sonst liebte sie nur Pferde, und den Sport."

Und etwas anderes auch noch", warf der Burgherr lächelnd ein.
 "Freilich! Also das hat sie Ihnen schon anvertraut? Um Gottes! Da kann ich mich kurz fassen! Herr Doktor, Hand aus! Würden Sie ihr einziges Kind, solch' ein Kernmädchen, so leichtsinnig dem ersten besten Mitgiftjäger an den Hals werfen? Damit der Leichtfuß mein sauer verdientes Geld verliert und seine hochnäsige Sippe meine Tochter — von mir nicht zu reden — womöglich noch über die Achseln ansieht? Den Goldfisch würde es genau so ergehen, wie den seinen, auf den Kernen reitet — sie würden in kürzester Frist die

galoppierende Schwindsucht kriegen. Nein, nicht in die Hand! Und wenn das Mädchen noch so sehr bockt und troßt. Einmal wird sie doch vernünftig werden und einsehen, wie gut es der alte Vater gemeint hat, wenn er sie nicht dem ersten besten Tage dieb zur Frau gibt, nur weil er ein hochgeborener Graf ist. Daß sie nun hier oben bleiben und das Kochen lernen will, ist mir sehr recht! Und auf Sie, Herr Doktor, darf ich wohl rechnen, ich meine, was das Kopfschütteln des verliebten Krotts anbetrifft."

Eine Woche hielt es Herr Bollmar auf dem Lauenstein aus, aber dann packte ihn die Unrast. Er behauptete, diese ewige Bergkatzerei nicht länger vertragen zu können. Ohne Bewegung fühle er sich nicht wohl, und wenn er nun oben um die Burg herumgehe, befürchte er, die Schöpsdrehre zu bekommen. Seine Tochter empfand seine Abreisegefühle als Befreiung. Durfte sie dann doch die verwünschte Kochschürze, die sie wohl oder übel

Vergerbild.



Wo ist das Kind, welches die Schwäne füttert?

hatte anlegen müssen, um ihrem Verbleiben auf der Burg einen stichhaltigen Grund zu geben, abstreifen. Dem in seine Einzige eben ganz vernarrten Vater hatte es noch nie im Leben so gut geschmeckt, als hier oben auf der Burg, weil Irene angeblich mitgelockt hatte. In Wahrheit hatte sie in der Küche nur allerhand Unfug getrieben, so daß die Köchendame auf die Abreise des alten Herrn berechnete Hoffnungen setzte.

Am Abend vor seiner Abreise, als man nach Eingang der Abendpost sich in die neuen Zeitungen vertiefte, ließ Irene auf einmal einen Freudenschrei aus und stürmte, die "Tägliche Rundschau" wie eine Siegesfahne schwenkend, auf ihren Vater los, daß dem vor Schreck der Kneifer von der Nase glitt und auf dem Fußboden zerbrach.
 "Väterchen, elendiglich geschlagen und nun ganz auf Gnade oder Ungnade in meine Hand gegeben bist du!" rief sie jauchzend aus, verstrickte den Fassunglosen in ihre Arme und drückte und küßte ihn so heftig, daß ihm Hören und Sehen verging.

"Bist du toll? Laß mich los, ich erlöse ja!" stöhnte der alte Herr, mit Armen und Beinen strampelnd, um sich der stürmischen Liebesflutungen seiner "Einzigen" zu erwehren. Er stellte den Unband zur Rede, was dieses Gebaren denn zu bedeuten habe.
 Irene, selbst ganz atemlos, rollte die Zeitung eng um den Hals und handhabte sie nun wie einen Feldherrnstab.
 "Also aufgepaßt, Väterchen! Wer hat erklärt, vor seinem angeborenen Adel und ererbten Titel, sondern nur vor adliger Tat und persönlicher Tüchtigkeit Achtung zu haben? Du!"

Sie tippte mit dem Zeitungshalter auf seine Brust, so daß der ohne sein Augenglas blöde blinzelnbe alte Herr zusammenfuhr.
 "Weiter! Wer hat behauptet, daß auf ihn in diesem fürchterlichen Weltkriege nur der Kampf der Flieger wahrhaft Eindruck mache und als einzig ritterliche Kampfweise erscheine, zu der wahrer Mut und Fähigkeit gehöre? Du, der sogenannte Hüttenkönig und Herr über tausend Arbeiter über und unter der Erde! Nun zeige, daß es dir ernst mit deinen Erklärungen ist. Herr Doktor, bitte, lesen Sie meinem Vater diese wenigen Zeilen vor, mir würde er am Ende keinen Glauben schenken und er selbst kann sie nicht lesen, weil seine Augen unter dem Tische liegen."

Sie deutete dabei auf den zerbrochenen Kneifer, reichte dem Burgherrn die Zeitung hin und wies ihm mit dem Zeigefinger die betreffende Stelle.
 Der Doktor trat näher an den Tisch heran und las vor: "Der bekannte Herrreiter, Graf Woldemar von Distelfingen, ist für seine hervorragenden Leistungen im Luftkriege mit dem Eisernen Kreuz erster Klasse ausgezeichnet worden. Seine Majestät der Kaiser heftete persönlich das Ehrenzeichen an die Brust des tapferen Fliegers, von dessen Unererschrockenheit und Wagemut noch Großes zu erwarten steht."

Die Arme über der jungen, heftig atmenden Brust verschränkt, mit siegesbewußt blickenden Augen und vor Freude hochroten Wangen, stand das junge Mädchen vor ihrem Vater und fragte: "Was sagst du nun, alter Herr? Bist du nun Wort halten und deinen Segen dazu geben, nun Woldemar beweisen hat, daß er noch anderes kann, als Rennpferde zu Tode hegen? Oder müssen wir noch warten, bis er das andere Dingsda, du weißt schon, was ich meine, den Pour le Mérite erwirbt hat?"

Sie machte Niene, den Vater von neuem zu umarmen. Doch der gewipigte kleine Herr zog die Knie hoch, streckte abwehrnd die Arme aus und rief mit überschnapper Stimme: "In Gottes Namen drahte deinem Leichtfuß mein Jawort, nur drück mir nicht noch einmal den Atem ab."

"Hurra!" schrie Irene, in die Hände klatschend. "Und nun laufft du mir auch eine Burg am Rhein und der Doktor hier muß sie mir ausbauen helfen!"

"Eine Burg? Eine Burg am Rhein?" stotterte Herr Bollmar verblüfft. "Ja, wozu denn nur?"

"Wozu? Damit die künftigen 'Leichfüße' einen standesgemäßen Stammsitz haben, dazu, Goldväterchen, dazu!"

Unsere Bilder

Deutsche Kriegskinder in der Kieler Frauenklinik. Unter den sozialen Aufgaben, die der Krieg in erhöhtem Maße uns stellte, steht das Gebiet der Fürsorge für die Kriegskinder mit in erster Reihe. Überall ist schaffensfreudige Liebe am Werke, den Kleinsten, die die Träger der deutschen Zukunft sind, die beste Pflege angedeihen zu lassen; ein schöner Trost und eine Beruhigung auch für die an den Fronten kämpfenden Väter.

Generaloberst Fehr. v. Bissing, Generalgouverneur in Belgien, starb im Alter von 71 Jahren. Er war einer der schneidigsten und tüchtigsten Offiziere der deutschen Armee, wurde im Jahre 1907 aus persönlichen Gründen zur Disposition gestellt, später aber mehrfach unter anderem durch Berufung ins preussische Herrenhaus ausgezeichnet. Ein großes Wirkungsfeld eröffnete sich ihm, als er als Nachfolger Fehr. v. d. Goltz zum belgischen Generalgouverneur berufen wurde, ein schwieriges Amt, auf dem er eine bedeutungsvolle und außerordentlich fruchtbare Verwaltungsrarbeit leistete.

Fliegerleutnant Hartmut Baldamus, einer der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger, stieß im Luftkampf mit einem feindlichen Flugzeug zusammen und stürzte ab, nachdem er bisher 18 feindliche Flugzeuge abgeschossen hatte. Er wurde am 10. August 1891 in Dresden geboren und besuchte dort das Gymnasium. Sein großes Interesse für Maschinentechnik veranlaßte ihn auch, sich diesem Studium zuzuwenden. Im Sommer 1914 ging er zum Erlernen des Fliegens nach Johannisthal. Kurz vor Ablegung der Pilotenprüfung brach der Krieg aus. Baldamus meldete sich sofort bei der Fliegertruppe, wurde im September 1915 zum Leutnant befördert und war die ganze Zeit über einer der hervorstechendsten unter denen, die die Luftwacht an der Westfront halten.

Dr. Ludwig Jansenhof, der Erfinder des Esperanto, ist in Warschau gestorben. Er war 1859 in Bialystok geboren und von Beruf Augenarzt. Im Jahre 1887 trat er mit seiner neu erfundenen Weltsprache, die infolge ihrer leichten Erlernbarkeit sowie ihrer ganzen Zusammenfassung nach alle früheren Versuche auf diesem Gebiete übertrug, an die Öffentlichkeit. Jedenfalls kam sie dem in der Zeit des Friedens vorhandenen Bedürfnis nach einer Erleichterung des internationalen Verkehrs weit entgegen. Der Ausbruch des Weltkriegs hat die völlerverbindende Esperantobewegung erheblich geschädigt.

In süßem Nichtstun. Umgeben von üppigem Gras und Blumen, umgaulert von bunten Schmetterlingen, liegt Frau Mäzge „faul behaglich“ an einem der wärmsten Plätze des Gartens, sorgend, daß die Sonne ihr süß erwärmend auf den Pelz schiene, — ein Hochgenuss für eine Kassenfee. Auf dem Grase neben dem Rechen hat sie die große, saubere Schürze, gerade an der sonnigsten Stelle, entdeckt, sie mit einem Männerbild genauer Prüfung unterworfen und der Ehre würdig erachtet, auf ihr ihren philosophischen Gedanken nachzuhängen, unbekümmert um die beiden sorglos dreinschauenden Kinderchen, denen das ganze Leben noch wie ein langer sonniger Maienitag erscheint voller Blumen, Schmetterlinge und Freude.

Allerlei

Gut gemeint. A.: „Sagen Sie mal, haben Sie denn so viel Vermögen, daß Sie jedem Ihrer vier Söhne zwanzigtausend Mark vermachen?“

— „I bewahre! Sie sollen bloß den guten Willen von mir sehen.“

„La France marche à la tête de la civilisation“, sagen die Franzosen in begeisterter Liebe zu ihrem Lande, die bei allen Personen aller Stände und jeden Geschlechts zu beobachten ist. Aber diese Vaterlandsliebe hat etwas Krankhaftes, da sie sich im ägellosten Eigendünkel über alle Nationen, besonders über die deutsche, erhebt. Als einmal eine hochgebildete Französin darauf aufmerksam gemacht wurde, rief sie begeistert aus: „O, man muß in Frankreich geboren sein, um zu wissen, was es heißt, Frankreich zu lieben.“ Dazu sagt Hansjakob in seinem Reisevorte „Frankreich“: „Ja, Volk von Frankreich, von Gott gesegnete und begnadigte Nation, dir tut nicht Revanchekrieg und Siegeszwang not... Suche deine Größe nicht im Schlachtenruhm, den von Stolz und Herrschsucht verblendete Führer in dich hineingelegt, suche deinen Ruhm und dein Heil im Siege über dich selbst — und du wirst wieder bleibenden Frieden haben und Segen.“ H. P.

Vorherbestimmung. Der griechische Philosoph Xenon hatte den Gedanken zum Lehrsatz erhoben und seinen Schülern gründlich eingeprägt:

der Mensch dürfe sich um seine Zukunft keine Sorge noch Mühseligkeiten machen, denn sie sei ihm vor seiner Geburt schon von Göttern vorherbestimmt. Einmal hatte einer seiner Sklaven ihn bestochen und Xenon wollte ihn zur Strafe dafür von einem andern Sklaven prügeln lassen. Der Diener hatte nun, wenn er seinem Herrn und den Freunden bei Tische aufwartete, oft genug den neuen Grundsatz behauptet und machte sich jetzt daraus eine Entschuldigung zurecht. „Nun, Herr,“ flehte er, „es ist nicht meine Schuld, daß ich zum Diebe worden bin — die Götter haben es so vorausbestimmt.“ Mühl aber ihm der Philosoph entgegen: „Das wohl; doch haben sie dazu auch vorausbestimmt, daß du deine Prügel dafür haben solltest.“ Und er belam sie.

Gemeinnütziges

Zur Keiten ist scharfer und frischer Stallmist nicht geeignet. Hat man keinen völlig verrotteten Mist zur Hand, so verwende man nur Kompost oder sandige, alte Mistbeerde, mit der die Stöcke dicht umlegt werden.

Um von Gemüsejaatbeeten den Frost fernzuhalten, sei das Beimengen von Mist empfohlen. Er hält den Boden fest und locker und sichert den Pflanzen somit freudigeres Gedeihen, so daß also indirekt Frost bekämpft wird, da er an schnell wachsenden gesunden Pflänzchen nicht die entzückenden Angriffsflächen findet.

Schlecht anwachsende junge Bäume sollte man nicht ohne weiteres wegwerfen. Man nehme sie an einem trüben, regnerischen Tage aus dem Boden, schneide die Wurzel nochmals nach und stelle sie über Nacht in Wasser. Nach erneutem Pflanzen und Gießen wird sich bald der Trieb zeigen. Man empfiehlt es sich, die Stämme mit Stroh umwickeln, das mit Lehm angestreichen ist.

Sei stets höflich und liebenswürdig. Einem höflichen, liebenswürdigen Menschen wird man kaum eine Bitte verjagen können. Im Gegenteil, man wird sich freuen, solltet man in der Lage sein, die Bitte erfüllen zu können. Höflichkeit und Freundlichkeit ist der Schlüssel zum Menschenherzen. Darum sollen Kinder erzogen werden, daß sie bei einem Menschen nicht fordern, sondern die Eltern um Erfüllung bitten. Wer höflich und liebenswürdig zu seinen Mitmenschen ist, wird im Leben vorwärts kommen. Er wird immer Freunde und Helfer finden. Unhöfliche, unliebenswürdige Menschen meiden jeder gern. M. M.

Bittiger Topfstuden. 125 Gramm Margarine oder Butter, 1 Pfund Mehl, 1/2 Pfund Zucker, 3/4 Liter Milch, 10 Gramm Backpulver, nach Belieben Rosinen oder Mandeln oder Zitronat und Pomeranzenschale. Man kann statt dieser Zutaten nur etwas abgeriebene Zitronen nehmen. Das Fett wird mit 2 Tassen Wasser schaumig gerührt und der Teig dann mit Mehl, Zucker und Milch gut durch einandergerührt und 1 bis 1 1/4 Stunde gebacken. B.

Unsel. Rätsel.

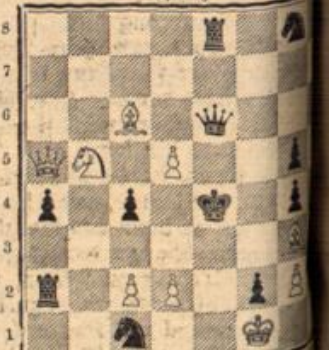
In nachstehender Figur sind die Buchstaben so umzustellen, daß sich folgende Namen ergeben: 1) Total. 2) Deutscher Fluss. 3) Stadt in Preußen. 4) Stadt in Belgien. 5) Deutscher Flieger. 6) Stellung in Belgien. 7) Stadt in Polen. 8) Nebenfluß des Rheins. 9) Konsonant.



Sind diese Namen alle gefunden, dann ergeben sich in der wa- und senkrechten Reihe je ein bedeutender Fliegeroffizier. W. Schmalzried.

Problem Nr. 178.

Von C. C. Lindquist in Schweden.



Weiße. Matt in 3 Zügen.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Des Logograph: Grille, Grille. — Des Homonym: Rosenröde. — Des Bilderrätsel: Ein guter Gesang wäscht den Staub vom Herzen.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Weisser, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Weisser in Stuttgart.